



# SCHMERZ GILT ALS VERRAT

Die ewige Flamme brennt an diesem Denkmal in Samara für die vielen im Zweiten Weltkrieg Gefallenen. FOTOS: PAUL KATZENBERGER

Von Paul Katzenberger

Es wirkt, als sei die Stadt erstarrt. Die Kälte hat die Wolga zufrieren lassen, und das nimmt der Millionenmetropole Samara, die sich am östlichen Hochufer 30 Kilometer entlangzieht, die Leichtigkeit, die sie im Sommer ausstrahlt. Davon zeugen die Bars mit ihren geschlossenen Terrassen und die ungenutzten Sonnenschirmständer auf dem kilometerlangen Stadtstrand. Die Wolga ist hier eineinhalb Kilometer breit und wirkt fast wie ein Meer.

Doch im Winter geht vom Fluss und dem meterdicken Eis auf ihm vor allem Kälte aus, und das passt zur versteinerten Gemütslage, die einige Menschen hier ergriffen hat. Denn um besonders viele Opfer des verheerenden Raketenangriffs auf Makijiwka im Donbass wird in Samara getrauert. Am Neujahrsmorgen hatte die Ukraine eine Behelfsunterkunft der russischen Armee in der Stadt im besetzten ukrainischen Oblast Donezk bezogen, mit vier Hirmars-Raketen beschossen und ein Inferno ausgelöst.

Die Ukraine feierte den Schlag als Volltreffer, der 400 russische Soldaten getötet und 300 verletzt habe, während Russland 89 Gefallene einräumte. Selbst wenn Moskau die Zahl nicht heruntergespielt haben sollte, war es für den Kreml der größte Verlust durch einen einzelnen Angriff, seit er seinen Feldzug gegen die Ukraine begonnen hat.

## Einzigste Waffenschmiede

Und viele der Opfer stammen aus dem Oblast Samara, 1000 Kilometer südöstlich von Moskau gelegen. Das Gebiet mit seiner gleichnamigen Hauptstadt ist so von Russlands Kampf in der Ukraine besonders betroffen und aufgrund dessen ein geeignetes Stimmungsbarometer nach einem Jahr der militärischen Auseinandersetzung in der Ukraine.

Das zumindest deutet Jekaterina Gudsiman an, die als Sprecherin des Regionalstabes der staatlichen Hilfsorganisation Gesamtrussische Volkfront (Obtschtscherossijskij Narodij Front, ONF) nah an den Menschen dran ist. Einem Gespräch in ihrem blau-rot getünchten ONF-Büro stimmt die blonde Mittdreißigerin sofort zu. Und als die Fragen das sensible Thema Makijiwka berühren, weicht sie nicht aus: „Das hat die Stimmung hier schon beeinflusst“, sagt sie, „das ist allein schon historisch zu erklären.“

Tatsächlich leistete Samara im Zweiten Weltkrieg als wichtige Waffenschmiede der Sowjetunion einen wesentlichen Beitrag für den Sieg über Nazi-Deutschland. 28000 Iljuschin-Kampfbomber wurden in den örtlichen Flugzeugfabriken hergestellt – 80 Prozent der damaligen Produktion. Viele Männer aus der Stadt kamen an der Front ums Leben, etliche von ihnen als Freiwillige.

Die russische Region Samara musste im Kampf gegen Nazi-Deutschland viel ertragen. Seit einem Jahr befindet sich Russland auf einem Feldzug in der Ukraine – und wieder zahlt Samara einen hohen Blutzoll. Doch eine Frage ist verboten: Ist es das auch diesmal wert?

Und jetzt trifft der Militäreinsatz Samara wieder besonders hart. Die Antwort auf die Frage aber, ob diese Opfer genauso notwendig sind wie im Zweiten Weltkrieg, als das Land von Nazi-Deutschland überfallen wurde, scheint sich zunächst fast genauso hermetisch unter Verschluss zu befinden wie das Wasser der Wolga unter der dicken Eisschicht.

Denn es gibt kaum Stimmen, die das Leid beklagen, den der Verlust geliebter Menschen bedeutet, die häufig noch so jung waren. Alija Kotowa, die Cousine eines 29-jährigen Familienvaters aus der Region, der in Makijiwka starb, ist eine der wenigen, die die Sinnlosigkeit eines solchen Todes offen zum Ausdruck bringt. Eingelesen während der Teilmobilisierung im September sei ihr Cousin erst zehn Tage vor der Attacke nach Makijiwka abkommandiert worden: „Er kam noch nicht einmal zum Einsatz“, sagte sie dem Regionalportal E1.ru. „Sie wurden einfach nur bombardiert.“

## Ein Wandbild im Wandel

Seinen Schmerz brachte auch der Straßenkünstler Roman Michjejew zum Ausdruck, schwächte das dann aber allem Anschein nach ab. In Samaras flussaufwärts gelegener Wohnsiedlung Barboschjina Poljina malte er das Bild einer Kontrabassistin auf eine Graffitiwand – beim Vortrag eines musikalischen Requiems: „Es ist 12 Uhr nachts auf der Straße, aber ich konnte nicht anders“, schreibt er in einem Posting auf dem



Ein Wandbild in Samara, der Text lautet: „Das Gewissen Michjejews. Wir erinnern uns. Wir trauern.“ Einen Monat zuvor galt er noch russischen Kriessopfern aus der Silvesternacht in Makijiwka. FOTO: PAUL KATZENBERGER

„Hört auf, in die Kissen zu weinen. Wir können niemandem mehr vertrauen. Nur wir können unsere Kinder schützen.“

Olga Tsukanowa,  
Mutter und Aktivistin

Facebook-Pendant VKontakte. „Das ist unsere gemeinsame Tragödie.“ Auf das Wandbild schrieb er: „Samara – Makijiwka. Wir erinnern uns. Wir trauern.“ Einige Tage später war der Text geändert. Der Begriff „Makijiwka“ taucht nun nicht mehr auf: „Das Gewissen Michjejews. Wir erinnern uns. Wir trauern“, heißt es nun. Eine Gesprächsanfrage lehnt der Künstler ab: „Mit einem ausländischen Journalisten zu reden, würde ich als Verrat empfinden“, antwortet er.

Man muss auf VKontakte lange suchen, um auf Postings zu stoßen, in denen Angehörige und Freunde von Makijiwka-Opfern Abschied nehmen. Und mancher Eintrag, der am Vortag noch da war, ist plötzlich verschwunden. Ein Foto zeigt den 37-jährigen Anton im Flecktarn, und sein Freund Philip schreibt: Ich habe mit Antocha drei oder vier Jahre in Fabriken und bei Reparaturjobs zusammengearbeitet. Ein Königreich im Himmel. Es ist schade, Bruder.“ Auf anderen Bildern ist der 24-jährige Nikita zu sehen und Natalja postet, dass sie sich an ihn als „wunderbare Person, liebenden Onkel, zuverlässigen Freund und hingebungsvollen Beschützer“ erinnert: „Du wirst immer in unseren Herzen bleiben.“

Dass über die Makijiwka-Opfer nur so wenig bekannt wird, begründet ONF-Sprecherin Gudsiman mit der Schutzverpflichtung gegenüber den Verwandten: „In der zerstörten Unterkunft lagen die Smartphones der Getöteten herum, die betrügerische Geschäftemacher aufgesammelt haben“, erklärt sie. So seien die Schwindler in den Besitz der Nummern von Angehörigen gekommen und würden diesen nun vorgaukeln, dass ihr Familienmitglied gar nicht tot sei, sondern aus Gefangenschaft freigekauft werden könne. „Die machen mit der Hoffnung verzweifelter Menschen einen Reibach und lösen damit unheimlich viel Leid aus.“

Solche Sicherheitsbedenken mögen ihre Berechtigung haben, doch dass Michjejew sein Wandbild geändert hat, auf VKontakte Postings über Gefallene gelöscht werden und auch die russischen Staatsmedien nur sehr wenig über den Angriff auf Makijiwka berichten, lässt den Schluss zu, dass das ganze Thema generell nicht an die große Glocke gehängt werden soll.

Denn die Nachrufe auf VKontakte lassen einen nicht kalt: Die jungen Männer auf den Fotos machen einen freundlichen Eindruck, und das könnte bei manchem durchaus Fassungslosigkeit darüber auslösen, dass sie wohl nur deswegen so früh aus dem Leben gerissen wurden, weil ein autoritärer Herrscher das aufgrund seiner imperialen Ambitionen für notwendig hielt.

Doch solche Gedanken scheint sich Gudsiman nicht zu machen, obwohl sie durchaus empathisch wirkt. Dass Russland in der Ukraine eingefallen ist, hält sie im nationalen Inte-

resse offensichtlich für notwendig. Sie hinterfragt die Verhältnisse nicht, sondern nimmt sie so hin, wie sie sind, und will einfach nur helfen.

## Trost für die russische Armee

Die Volksfront, für die sie arbeitet, ist eine staatliche Hilfsorganisation, die vom damaligen Ministerpräsidenten Wladimir Putin 2011 landesweit ins Leben gerufen wurde. Sie ist in allen denkbaren Bereichen tätig, unterstützt Bildungs- und medizinische Einrichtungen, kleine Unternehmen oder etwa Projekte der Stadtentwicklung. Seit in der Ukraine gekämpft wird, ist die ONF in Samara vor allem bemüht zu helfen, wenn jemand die auf dem Schlachtfeld eingesetzten Söhne, Brüder, Neffen, Onkel und Ehemänner unterstützen will.

Wie Gudsiman erklärt, kommen oft auch Menschen mit Hilfsgütern wie Medikamenten, Süßigkeiten, Konserven, Thermounterwäsche oder isolierten Stiefeln, die nicht speziell für einen Angehörigen gedacht seien, sondern generell russischen Kämpfern im Donbass zugutekommen sollen. „Anders ist das allerdings bei den Briefen und den Malereien der Kinder“, betont die ONF-Sprecherin. „Da sorgen wir dafür, dass sie der richtige Adressat erhält. Denn dieser persönliche Trost ist besonders wichtig.“

Wenn Gudsiman so spricht, erscheint sie einem wirklich warmherziger – so irritierend es ist, dass ihre karitative Tätigkeit letztendlich darauf ausgerichtet ist, Aggressoren bei der Zerstörung der Lebensgrundlage anderer Leute zu helfen.

Doch so sieht sie das nicht. Das wird deutlich, wenn sie das offizielle Narrativ bedient, die Russen träten in den annektierten Gebieten der Ukraine als Befreier auf: „Wir helfen nicht nur unseren Soldaten, sondern auch den Leuten, die in ihren Häusern bleiben mussten, auch wenn diese durch den Beschuss schwer beschädigt wurden. Dann unterstützen wir sie beim Wiederaufbau.“

Diese Erzählung unterscheidet sich diametral von den Berichten über russische Gräueltaten wie Vergewaltigungen, Verschleppungen und Tötungen in den besetzten Gebieten, die von der Ukraine und westlichen Menschenrechtsorganisationen als Kriegsverbrechen angesehen werden.

## Der Protest der Frauen

Allerdings lassen sich nicht alle Menschen in Samara den Mund verbieten, wenn es um das Schicksal junger Männer geht, die vor wenigen Monaten noch Zivilisten waren, die an der Kassen im Supermarkt vor einem warteten und die nach der Teilmobilisierung vom September in ein gnadenloses Gemetzel geworfen wurden. Es sind vor allem Frauen, die sich nicht den Mund verbieten lassen – so wie jetzt in Iran.

Wie eine Löwin kämpfte Jelena Glotowa um ihre drei Söhne, die

sich am Neujahrstag alle in Makijiwka befanden und von denen sie fünf Tage nach dem verheerenden Beschuss noch immer nichts gehört hatte. Und das, obwohl sie auf der Suche nach ihren Kindern an alle nur denkbaren Türen geklopft hatte – vom Einberufungsbüro bis hoch zum Verteidigungsministerium in Moskau.

Wie sie weiter erzählt, erhielt sie schließlich am Dreikönigstag einen Anruf der Söhne selbst, die ihr die erlösende Botschaft überbrachten, dass sie überlebt hätten, nun aber in einer verzweifelten Situation seien: abgeschnitten von der Truppe, keine Stiefel, kaum Kleider, Frostbeulen an Armen und Beinen: „Sie gaben mir ihre Geodaten durch, in der Hoffnung, ich könne dafür sorgen, dass sie von Armeekräften an diesem Ort geborgen würden.“ Also habe sie sich wieder ans Außenministerium gewandt, und erneut keine hilfreiche Antwort erhalten.

Glotowa wirkt wie eine typische Russin mittleren Alters. In ihrer Verzweiflung veröffentlichte die Mutter nun ein Video im Internet, in dem sie sich unter Tränen an ihren Regierungsgouverneur Dmitrij Asarow wandte: „Ich kann hier nicht im Warmen sitzen und Brot essen, wenn sich meine Kinder in dieser schrecklichen Lage befinden“, sagt sie darin.

Erst durch diesen Schritt in die Öffentlichkeit kamen die Dinge in Bewegung: Vertreter der Regionalbehörden suchten Glotowa in ihrem Dorf auf und informierten sie persönlich darüber, dass die Verschollenen gefunden worden seien. Vorher hatten sie es nicht für nötig gehalten, der Mutter diese essenzielle Information zu überbringen. Und der Gouverneur lud sie zu einem Gespräch ein, in dem er ihr versicherte, sich dafür einzusetzen, die Söhne bald sehen zu können.

Ohne die Hilfe von Olga Tsukanowa wäre Glotowa dieser Erfolg versagt geblieben. Die Aktivistin, die ebenfalls in Samara wohnt, gründete aus Empörung darüber, dass ihr Sohn auf Grundlage willkürlicher und gesetzeswidriger Mobilisierungsmaßnahmen in den Kampf geschickt werden sollte, im Herbst den „Rat der Mütter und Ehefrauen“. Seither hat der Telegram-Kanal dieser Bewegung in ganz Russland mehr als 20000 Abonnentinnen und Abonnenten gewonnen, und es war auf diesem reichweitenstarken Medium, auf dem Glotowa ihre Videobotschaft an Gouverneur Asarow veröffentlichte.

Das Regime lässt sich durch solche Publicity nur ungern unter Druck setzen und geht gegen den „Rat der Mütter und Ehefrauen“ inzwischen unter Missbrauch der Justiz vor. Doch Tsukanowa bleibt standhaft: „Hört auf, in die Kissen zu weinen“, fordert sie andere Mütter auf, sich ihrer Initiative auf Telegram anzuschließen: „Wir können niemandem mehr vertrauen. Nur wir können unsere Kinder schützen.“